



Joachim Pose, Weihnachten 1951, nach der Zeit als Wolfskind

Mein Zuhause in Tilsit

Geboren wurde ich im Jahr des olympischen Triumphes 1936 in Tilsit-Sentainen, Damaschkestraße 14, auf einem Moränenrücken der Eiszeit unter großen Kastanienbäumen. Meine Eltern hatten sich dort eine Doppelhaushälfte gebaut, auf eigenem Grund und Boden mit schönem großem Garten, einem Stall, einem Hinterhof mit Teich. Ich erinnere mich an den herrlichen Blick auf die Stadt, besonders, wenn ich auf dem Plumpsklosett hinter dem Stall bei offener Türe wie ein König auf dem Throne saß und zwischen den duftenden Fliederbüschen geradeaus hinunter auf die Stadt Tilsit, in die Memelniederung schaute. Die Welt schien mir in Ordnung zu sein, obwohl ich kein WC und kein Fließendwasser kannte. Dafür hatten wir einen tiefen Brunnen im Vorhof, aus dem wohlschmeckendes frisches Wasser mit einem Eimer an einer langen Stange geschöpft werden konnte. Das durfte ich allerdings damals nicht, meine großen Brüder Peter, zehn Jahre älter, und Klaus, fünf Jahre älter als ich, schon.



Die Verwandtschaft im Bürgerpark in Tilsit (1932)

und in seiner Freizeit arbeitete er im Garten, pflanzte Bäume und Hecken, zog Zäune, und im Schuppen, wo er seine Werkstatt hatte, zeichnete oder schnitzte er mit vielen merkwürdigen scharfen Instrumenten, die wir nicht einmal anfassen durften. Im Haus hatte mein Vater ein Herrenzimmer mit

In meiner Erinnerung war mein Vater, Geburtsjahrgang 1897, ein stattlicher großer Mann, der am 1. Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger teilgenommen hatte, viele Orden besaß, auf die wir alle in der Familie mächtig stolz waren. Erlernt hatte er den Beruf des Holzbildhauers und Kunstmalers, arbeitete jedoch beim Magistrat der Stadt Tilsit. Mein Vater fuhr ein Motorrad, was abermals meine Bewunderung erregte. Am Wochenende

vielen Büchern und zwei Kosakensäbeln als Trophäen über Kreuz an der Wand hängen. Da standen auch ein Radioapparat und seine Ziehharmonika, auf der er manchmal spielte. Wir durften das Herrenzimmer nicht ohne seine ausdrückliche Erlaubnis betreten. Er war streng.

Meine Mutter, geboren 1898, war eine sehr bescheidene, liebe- und rücksichtsvolle Frau. Ich hörte sie allerdings einmal sagen, dass sie froh sei, weil mein Vater nur ein Bein habe und er ihr deshalb nicht so schnell davonlaufen könne. Das eine Bein verlor er bis zum Knie bei einem Streifzug zwischen den feindlichen Kampflinien im Nahkampf des 1. Weltkrieges. Stattdessen hatte er nun ein Kunstbein, mit dem er sich jedoch recht wendig bewegen konnte. Ich erinnere mich, dass fremde Leute sehr erstaunt waren, wenn sie von dem Kunstbein erfuhren, weil er damit hoch zu Pferde reiten konnte, mit dem Jagdwagen, auf dem Bock Rennen fuhr, flott tanzte und mit einem normalen Fahrrad fuhr. Durch die Mechanik konnte er sogar seinen Kunstfuß im Fußgelenk bewegen. Er war ein geschickter Draufgänger unter normalen Lebensbedingungen.

Meine Mutter hatte immer sehr viel im Haushalt und im Garten zu tun. Sie kochte, backte und nähte für uns. Wenn sie jedoch Zeit hatte, konnte sie immer wunderbare Märchen und Geschichten erzählen, Balladen oder Gedichte vortragen. Meine zwei Brüder und ich lauschten dann an Winterabenden, im Esszimmer, gemütlich am warmen Ofen ihren Vorträgen. Sie half uns auch geduldig bei unseren Schularbeiten. Wenn Washtag war, kam eine Frau Pilzäcker zu uns. Sie wusch unsere schmutzige Wäsche in der Waschküche im Stallgebäude. Außer der abgeteilten Waschküche fanden im Stallgebäude unsere Hühner, Enten, Gänse und Kaninchen Unterkunft. Die Fütterung der Kleintiere mussten meine Brüder, wenn auch manchmal murrend, übernehmen.

Peter, Jahrgang 1926, besuchte die Realschule in Tilsit. Er wollte Architekt werden, konnte gut zeichnen und galt als guter Schüler. Er las auch viel. Er war, wie alle seine Freunde, in der HJ, jedoch kein begeisterter Hitlerjunge. Wahrscheinlich lag es daran, dass unser Vater mit der Politik des Führers nicht ganz einverstanden war, weil dieser u. a. sein Versprechen gebrochen hätte, dem deutschen Landser den Rücken frei zu halten und ihm einen Zweifrontenkrieg zu ersparen. Mit Peter verstand ich mich auch besser als mit Klaus. Das lag wohl an dem größeren Altersunterschied zu mir und damit an seiner rücksichtsvolleren Fürsorge.

Klaus, Jahrgang 1932, ein wilder, starker hellblonder Vollblutjunge, der gerne

raufte, war motorisch geschickter und lebhafter als Peter oder ich, was sich später in schwerer Zeit gut bewährte. Manchmal wurde er Bullchen genannt, weil er ein kleiner Draufgänger mit roten Wangen war. Er war auch aktiver Pimpf bei dem DJ, einer Organisation deutscher Jugendlicher bis vierzehn Jahre. Seine schulischen Leistungen sollen allerdings nicht so gut gewesen sein. Ich empfand ihn damals als zu grob und zu wild.

Zur Familie gehörte übrigens auch Lorchen, eine weiße Spitzhündin, die in jungen Jahren sehr niedlich war. Je älter sie wurde, desto eigenwilliger und bissiger wurde sie. Nach schlechten Erfahrungen mit ihr hielt ich mich in sicherem Abstand zu ihr.



Familienbild im Garten in Tilsit-Sentainen

Mit fünfeinhalb Jahren wurde ich in Tilsit feierlich eingeschult mit Deutschland- und Horst-Wessel-Lied. Am ersten Schultag, während der letzten Unterrichtsstunde, machte ich in die Hose. Es war ein sehr peinlicher Augenblick, als die Pfütze unter meiner Bank bemerkt wurde. „Warum hast du dich denn nicht gemeldet, wenn du musst?“, fragte die Lehrerin. Woher sollte ich denn wissen, dass ich das durfte? – Im Nachhinein erkannte ich darin meine Erziehung zu einem folgsamen, bescheidenen, ja dadurch auch schüchternen Jungen ohne Widerrede, ohne eigene Bedürfnisse, gerade so wie die guten entsagungsvollen und frommen Menschen in den Märchen meiner Mutter. Daraus ergab sich, nicht so wild sein zu wollen wie Bullchen oder Reini, der Junge unserer Mieter, der trotzdem mein bester Freund war.

Reinhold Joachim Berger, wie er richtig hieß, war ein Jahr jünger als ich, kam folglich auch ein Jahr später zur Schule. Er ähnelte vom Wesen her Bullchen, weshalb er von diesem auch mir gegenüber vorgezogen wurde. Seine Mutter hingegen empfahl mich ihm als gutes Beispiel. Herr Berger war im Polenfeldzug gefallen. Ich erinnere mich noch sehr gut an die große Trauer und vielen Tränen, die Frau Berger und meine Mutter vergossen. Das war jedoch nur ein Vorgeschmack auf das, was noch folgen sollte.

Zunächst bekamen wir Einquartierung. Innerhalb kürzester Zeit waren auf einmal sehr viele deutsche Soldaten da, die kompanieweise antraten und auf Befehl im Laufschrift wieder abtraten. Unter unseren großen Kastanien standen gepanzerte Fahrzeuge mit und ohne Raupenketten. Kaum hatte ich mich jedoch an diesen aufregend neuen Zustand gewöhnt, war an einem Morgen wieder alles vorbei. Keine Soldaten, keine Panzer. Es war wie ein Spuk. Nur das Gebrumm der Flugzeuge in der Luft bestätigte das, was ich von den Erwachsenen hörte: dass wir uns im Krieg befänden und die Front nicht allzu weit sein dürfte.

Es gab folglich auch einmal in der Nacht Fliegeralarm. Es fielen Bomben. Eine Sprengbombe traf ein Wohnhaus in der Nachbarschaft, an der Ecke zur Kallkapper Straße. Wir flüchteten in den Stall, weil dieser dicke Außenmauern hatte und uns so vor Splintern schützen sollte. Am nächsten Morgen besichtigten wir von der Straße aus das getroffene Haus. Es stand noch einschließlich Dacheindeckung, die war allerdings etwas schief verrutscht und das ganze Haus sah gestaucht aus, als ob es von starker Riesenhand hochgehoben und wieder fallen gelassen worden sei. Danach begann für uns eine ruhige Zeit. Nur die Flugzeuge am Himmel erinnerten an den Krieg.

Vorher zog jedoch „Treppchen-Oma“, die Mutter meines Vaters, Jahrgang 1857, zu uns, weil ihre Dachgeschosswohnung in der Wasserstraße durch Bomben zerstört worden war. Zu ihr fand ich nie so ein richtig herzliches Verhältnis. Sie wirkte etwas eigenartig, obwohl sie Mutter von acht erwachsenen Kindern war. Mein Vater war ihr jüngstes Kind. Ihren Mann, also meinen Opa väterlicherseits, hatte ich niemals kennengelernt. Es hieß, dass er sich vor meiner Zeit, in den zwanziger Jahren, erhängt hätte, nachdem er, als kräftiger, herrschsüchtiger Schlossermeister, krank wurde. Möglich war es allerdings, dass er sich auch aus wirtschaftlicher Not umgebracht hatte. Es sollte ihn niemand hilflos erleben. Eines Morgens hatte er all seinen untertänigen Familienmitgliedern Aufgaben erteilt. Als die dann gegen Abend nach Hause kamen, fanden sie ihn unterm Dachgebälk hängen. Seine schon erwachsenen Söhne, also auch mein Vater, knobelten danach um den Strick, mit dem er sich erhängt hatte. Schließlich wurde der Strick brüderlich geteilt. Jeder bekam ein Stück davon. Das Ende, das mein Vater erworben hatte, hing als Erinnerung oder Mahnung bei uns zu Hause in der Küche „dezent“ überm Küchenschrank. Meine Mutter empfand das zwar als geschmacklos, konnte sich allerdings dagegen nicht durchsetzen. So lernte auch ich die symbolische Bedeutung dieses hängenden „Strickes gegen Hilflosigkeit“ kennen.

Wir hatten Besuch von Freunden und Verwandten meiner Eltern. Wenn Oma und Opa, die Eltern meiner Mutter, uns besuchten, freuten wir uns immer ganz besonders. Es waren einfache, aber sehr liebenswerte Menschen. Opa arbeitete früher als selbstständiger Müller auf einer gepachteten Mühle, handwerklich sehr geschickt, dabei immer zu Späßen aufgelegt. Oma erledigte das Geschäftliche. Sie war auch die bestimmende Person in der Familie, wohl auch gebildeter als Opa.

Dann war da noch der „schwarzweiße Bomber“, auch die „Dicke Berta“ genannt. Ob da ein Zusammenhang mit der gleichnamigen schweren Haubitze aus dem 1. Weltkrieg bestand, weiß ich nicht. Es war jedenfalls Tante Berta, Jahrgang 1895, die älteste Schwester meiner Mutter, eine Ordensschwester, immer in Tracht, vollbusig, sehr gebildet und unnahbar. Später sollte ich ihren wahren Charakter kennen und lieben lernen. Es wurde der Mensch, der den größten Einfluss auf meine Entwicklung haben sollte und meine höchste Achtung und Bewunderung verdient. Wie der erste Eindruck doch täuschen kann.

Die zweitälteste Schwester meiner Mutter war Tante Emmchen, Jahrgang 1897, eine zierliche Person, immer etwas schnippisch, schlagfertig und mit Mutterwitz ausgestattet, jedoch nicht

affektiert, nicht verheiratet. Sie war Haushälterin und Gesellschafterin bei einem Oberst. Ich glaube sogar von dem Oberst Hoffmann, dem Befreier Tilsits von den Russen im 1. Weltkrieg. Auf der Tilsiter Pferderennbahn und anderen gesellschaftlichen Veranstaltungen war sie aufgrund ihrer gesellschaftlichen Aufgaben in Friedenszeiten wohl häufiger anzutreffen gewesen.

Einer ihrer letzten Aussprüche, bevor sie in Erkrath bei Düsseldorf 1985 verstarb, war „Hunde, wollt ihr ewig leben?“. Das war der Titel eines Kriegsfilmes. Zu ihr fand ich leider – auch späterhin – nicht den herzlichen Kontakt wie zu Tante Berta.



Familienfeier (1938), vorn Joachim Pose

Bleiben noch die Brüder meiner Mutter zu erwähnen, die jünger als meine Mutter waren und deshalb seit Beginn des 2. Weltkrieges an allen Feldzügen teilnahmen. Onkel Willi war ein aufrichtiger, gastfreundlicher und hilfsbereiter Mensch, der auf die Frage, was er von Beruf sei, antwortete: „Arbeiter“. So lernte ich ihn jedenfalls kennen. Er hatte so etwas von dem ehrlichen Selbstbewusstsein, von dem die sozialistischen Ideologen nur träumen. Dem Nationalsozialismus stand er näher als mein Vater.

Der zweite Bruder meiner Mutter war Onkel Max, ein überzeugter, nationalbewusster Panzerführer. Er brachte es bis zum Leutnant, der seinen eigenen Bruder Willi im Harz mit der Pistole bedroht haben soll, um ihn daran zu hindern, „stiften zu gehen“, als eigentlich alles bereits vorbei war. Trotzdem blieben sie beide in herzlicher Freundschaft miteinander verbunden bis zu ihrem friedlichen Lebensende in Frankfurt am Main.

Der jüngste Bruder meiner Mutter, Onkel Hans, fiel als Kompanieführer auf dem Vormarsch in Russland. Er war so ein sportlicher, heldenhafter, ritterlicher Siegfriedtyp, unheimlich sympathisch. Um ihn trauerten alle sehr, die ihn kannten. Dabei blieb ihm all das erspart, was er sonst an unritterlichen Grausamkeiten hätte erleben und erdulden müssen. War das Gottes Gnade? – Sein Sohn Jürgen, Jahrgang 1939, ist jedenfalls mein Lieblingsvetter, der allerdings auch Eigenschaften von Onkel Willi besitzt, ein genauso ehrlicher und zuverlässiger Facharbeiter. Dabei lernte ich ihn das erste Mal bei uns im Garten in Sentainen kennen. Da war er ein sturer Egoist, der all das haben wollte, womit ich gerade spielte. Ich überließ ihm das, obwohl ich innerlich empört war. Da triumphierte abermals meine Erziehung zu Bescheidenheit, Rücksichtnahme und großzügigem Verzicht.

Je weiter die Kriegszeit voranschritt, desto sorgenvoller wurden die Gespräche und Gesichter der Besucher. Mein Vater äußerte sich immer offener gegen die sich anbahnende Entwicklung, für die er den Führer verantwortlich machte, was ihm den Vorwurf einbrachte, ein Kommunist zu sein. Das war er allerdings nicht. Ich weiß es aus seinen Äußerungen, wenn er vom „verrohten kommunistischen Rabaukentum“ sprach, das er schon früher nach dem 1. Weltkrieg erlebt hatte.

Mein Bruder Peter wurde eingezogen. Er kam zur Flak zunächst nach Mitteldeutschland, in die Nähe von Merseburg. Er schickte uns auch bald Bilder, auf denen er stolz vor von ihm selbst abgeschossenen amerikanischen Bombern stand. Das letzte Mal sah ich ihn, als er auf Sonderurlaub mit seiner

eigenartigen, schmucken Uniform kam. Meiner Erinnerung nach war das eine Mischung von HJ- und Wehrmachtsuniform. Meine Mutter und Frau Pilzäcker wuschen fleißig seine Sachen, die er dann sauber wieder mitnehmen sollte. Mein Vater empfing ihn im Herrenzimmer und freute sich sehr, ihn wiederzusehen. Beide unterhielten sich lange über seine Erlebnisse. Es waren kurze, aber rührend schöne festliche Tage. Dabei erfuhr ich, dass Peter stolz war, von Landsern ehrfürchtig zuerst begrüßt worden zu sein. Wahrscheinlich aufgrund der Orden, die er für abgeschossene feindliche Bomber bekommen hatte, und der ungewöhnlichen Uniform. Dann war er für immer fort.

Zu den Geschwistern meines Vaters hatte ich nicht so engen Kontakt, weil sie mir etwas zu unnahbar erschienen. Tante Johanna war Direktrice in der Modebranche und stolz darauf, dass sie, der Überlieferung nach, von Seiten der Familie Pose direkte Nachkommin der Burgunder sei. Onkel Fritz, den ich allerdings nur vom Hörensagen kannte, besaß eine Ziegelei in Ostpreußen. Onkel Franz hatte ein Loch im Kopf aus dem 1. Weltkrieg und dadurch hin und wieder Kopfschmerzen. Er galt daher auch als unberechenbar, jähzornig. In Übermemel, an der Schirmannstraße, besaß er zwischenzeitlich die Villa, in der wir letzten Deutschen 1950/51 unser Lager, genauer unser gemeinsames Wohnquartier hatten. Das habe ich allerdings erst später erfahren.

Tante Helene soll bildschön gewesen sein, bekam allerdings ein uneheliches Kind und zog vorher, der „Schande“ wegen, rechtzeitig nach Dortmund, wo sie einen Herrn Kuschinski heiratete, der ihren Sohn, also meinen Vetter Georg, adoptierte. Vetter Georg soll davor öfter bei uns in Sentainen gelebt haben. Mein Vater hatte sich demonstrativ gegen die vorherrschenden Konventionen gestellt, die sich gegen ein uneheliches Kind richteten, und Georg zu sich genommen. Vetter Georg war ein ebenso bildschöner Mensch, wie es seine Mutter einst gewesen sein soll. Er wurde Maurer in einem Kohlenbergwerk. Er lebte in Dortmund-Mengede und wurde später mein Freund.

Die Häuser in der Stadt und auch bei uns in Sentainen wurden mit schwarzer Farbe angestrichen. Es sollte ein Tarnanstrich gegen Luftangriffe sein.

Bald lernte ich auch kriegsgefangene Russen kennen. Sie waren bei uns und in der Nachbarschaft einquartiert, wurden nicht auffällig bewacht, waren gut genährt. Sie schnitzten uns Kindern Spielsachen, waren freundlich und kinderlieb. Wir Kinder hatten vor ihnen keine Angst und hielten uns gerne bei ihnen auf. Dann waren auch sie auf einmal fort.

Es begann die Zeit der nächtlichen Fliegerangriffe mit Bombenabwürfen auf die Stadt Tilsit. Sobald es dunkel wurde, hörten wir im Radio von Terrorangriffen auf namentlich genannte deutsche Städte. Dann heulten auch bald bei uns in der Nachbarschaft die Sirenen. Im Sommer, als es noch warm war, zogen wir mit Rucksäcken gepackt auf die Weiden außerhalb der Stadt und sahen uns die Bescherung an. Zunächst wurden in der Luft sogenannte Tannenbäume gezündet. Scheinwerferstrahlen wankten am Himmel hin und her. Dazwischen das Gebrumm und Geheule der Flugzeugmotoren. Flakgebläße, Geknatter und Gepfeife der Bordwaffen, Explosionen, Bombenkrachen, Feuerschein unten in der Stadt. Es war grauslich und aufregend. Ich hoffte, wie alle Betroffenen, dass unsere Jäger und Flak den feindlichen Angriff erfolgreich abwehren würden. Bei den ersten Fliegerangriffen schien das auch so. Einmal hörte ich Klaus mit geblähter Brust erzählen, dass sogar Ritterkreuzträger Major Mölders mit seinen Jägern bei uns in die Luftkämpfe eingreifen würde. Ich empfand das als beruhigend. Als wir nach unserem ersten „Ausflug“ von der Weide wieder zurückkamen und, wie erhofft, keine Schäden in unserer Siedlung vorfanden, hörte ich Treppchen-Oma krächzend sagen: „Jetzt sind wir aber in den April gegangen“. In dieser angespannten Situation erklang diese „enttäuschende Feststellung“ wie ein Scherz, der in ein vielstimmiges befreiendes Gelächter mündete, dem sich wohl keiner entziehen konnte in der nervlich so angespannten Lage.

Die Fliegerangriffe wurden immer dreister und wirkungsvoller. Wir gingen nicht mehr auf die Weide, sondern zogen uns in die eigens dafür hergerichteten Luftschutzkeller zurück, sobald es Voralarm gab. Es waren Keller, deren Decken eilig mit Holzstützen zusätzlich ausgesteift worden waren und die zusätzlich mehrere neu geschaffene Notausgänge, teilweise über Nachbarkeller, hatten. Sand und Feuerklatschen sollten helfen, die Ausbreitung von entstehendem Feuer zu bekämpfen. Gasmasken wurden verteilt, die im Notfall aufgesetzt werden sollten. Alle hatten Angst, dass das Schicksal sie ereilen könnte. Nur mein Vater blieb ruhig und kam manchmal nicht mit in den Luftschutzkeller. Manches Mal fielen schon die ersten Bomben mit dem ersten Sirenengeheul des Voralarms. Einmal mussten wir fünf Tage und fünf Nächte im Luftschutzkeller verbringen. Durch Verrat soll der Feind von abgestellten Munitionszügen auf den Gleisen in den nahen Wäldern erfahren haben, die für die Ostfront bestimmt waren. Um diese zu vernichten, wurde so lange bombardiert, bis tatsächlich einer oder sogar mehrere Züge getroffen worden waren. Das gab

einen Höllenlärm von herumschwirrenden, explodierenden Bomben und Granaten. Ein Blindgänger landete auf unserem Hinterhof. Von weitem sahen wir Kinder zu, wie ein uniformierter Mann mit einer langen Metallstange den Zünder entschärfte. In der Nachbarschaft wurde ein Stall von Bomben getroffen, sonst blieb unsere Siedlung verschont. Große Teile der Innenstadt Tilsits, besonders entlang der Memel, wurden allerdings schwer getroffen und lagen bald in Schutt und Asche.

Der Schulunterricht fiel des Öfteren aus, weil wir Kinder auf dem Schulweg von feindlichen Jagdflugzeugen unter Bordwaffenbeschuss genommen wurden. Auch ich musste mehrmals in Deckung springen oder unter einem Baum stehend ruhig verharren, bis die Tiefflieger wieder abdrehten. Waren es die „verrohten kommunistischen Mörder“, von denen mein Vater gesprochen hatte, oder die „christlichen Soldaten der demokratischen Mächte“?